

(Nachdruck verboten.)

43]

## Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Nezö. Uebersetzt von Mathilde Mann.

„Haben die Tiere wirklich Verstand?“ fragte Ellen verwundert. „Du glaubst wirklich, daß sie über die Dinge nachdenken, genau so wie wir?“

Für Schwester war das nichts Neues; sie sprach jeden Tag mit den Hühnern und Kaninchen und wußte sehr gut, wie klug sie waren.

„Können die Blumen denn auch denken?“ fragte Lasse Fredrik. Er war gerade im Begriff, eine Blume nach dem Gedächtnis zu zeichnen, und sie bekam beständig Wehnlichkeit mit einem Gesicht, daher die Frage.

Pelle meinte, daß es wohl möglich sei.

„Aber Pelle,“ sagte Ellen, „jetzt gehst Du wirklich zu weit. Denken ist etwas, was nur wir Menschen können.“

„Auf alle Fälle können sie fühlen, und das ist doch gewissermaßen auch Denken, freilich nur mit dem Herzen. Sie merken es gleich, ob man sie gern hat; ist das nicht der Fall, so gedeihen sie auch nicht.“

„Ja, das glaube ich gern, denn wer sie lieb hat, pflegt sie auch gut,“ fuhr Ellen unverbesserlich fort.

„Das kann man doch nicht so als Tatsache hinstellen,“ entgegnete Pelle und sah sie neckend an. „Du hast die fleißige Lise sehr lieb, aber ein Gärtner würde sicher behaupten, daß Du sie wie einen Kohlstrunk behandelst. Und sieh doch, wie fleißig sie trotzdem blüht! Die Blumen erwidern freundliche Gedanken mit Dankbarkeit, und das ist doch eine hübsche Art und Weise zu denken. Der Verstand ist vielleicht gar nicht so viel wert, wie wir Menschen uns einbilden, Du denkst ja selbst mit dem Herzen, Mutterchen.“ Das war sein Schmeichelname für sie in dieser Zeit, wo sie das Kind erwartete.

Nach einer solchen Unterbrechung fuhren die beiden fort. Pelle mußte Schwester von allen den Tieren im ABC-Buch erzählen; von der nützlichen Kuh und von dem Hasen, der den Rau vom Klee ableckte und gerade vor der Nase des Hirtenjungen aufsprang. Im Winter kam er in den Garten hinein, nagte die Rinde von den jungen Bäumen und fraß dem Bauer seinen Kohl auf. „Ja, das unterschreibe ich,“ stimmte Ellen zu, und dann lachten sie alle, denn Lampe hatte ihr gerade all ihren Grünkohl verputzt.

Dann schweifte die Kleine plötzlich ab und fragte, ob Kopenhagen immer, immer da gewesen sei! Pelle wußte einen Augenblick nicht aus noch ein, grub dann aber insolge einer glücklichen Eingebung Bischof Absalon aus der Erinnerung hervor. Er benutzte die Gelegenheit, um zu erzählen, daß in der Hauptstadt eine halbe Million Menschen wohne.

„Hast Du sie gezählt, Vater?“ unterbrach ihn das Kind ganz verdutzt und packte ihn beim Ärmel.

„Ach, das kannst Du doch wohl begreifen, daß Vater das nicht getan hat, Du kleines Schaf!“ sagte Lasse Fredrik. „Es könnt ja währenddessen einer geboren werden!“

Und dann war man wieder beim Sahn angelangt, der das Buch einleitete und abschloß. Er stand ganz übermütig da und schlief nie; ein eingebildeter Ranz war er; aber wenn Schwester fleißig war, legte er einen Dere zwischen die Blätter. Aber die Hühner legten Eier und es zeigte sich, daß es mit ihnen ebenso ging wie mit den Blumen. War man gut Freund mit ihnen und behandelte sie als zur Familie gehörig, so legten sie fleißig; machte man aber einen Musterhof für sie und behandelte sie nach allen Regeln der Kunst, so verdienten sie nicht einmal ihr Futter. Bei Onkel Kalle hatten sie ein Huhn, das in der Stube zwischen all den Böhren umher lief, und das legte sein Ei den ganzen Winter lang tagtäglich unter das Bett, wenn auch kein anderes Huhn mehr legte. Dann kaufte der Besitzer von Steengarden es, um damit Zucht zu treiben; er gab zwanzig Kronen dafür und glaubte, er hätte eine Goldgrube erworben. Aber kaum war es nach Steengarden gekommen, als es auch schon aufgehörte, Wintererier zu legen. — Denn da gehörte es nicht mit zur Familie, sondern war ein Huhn, an dem man verdienen wollte.

„Mutter's fleißige Lise blüht den ganzen Winter,“ sagte Schwester und sah gerührt nach der Blume hinüber.

„Ja, das kommt daher, weil sie sieht, daß wir alle so fleißig sind,“ erwiderte Lasse Fredrik mit einem Schelm im Gesicht.

„Willst Du Dich wohl schämen, Du Strolch!“ Pelle langte nach ihm aus.

Ellen sah da und strickte an ein Paar winzig kleinen Strümpfchen. Ihr Blick verweilte bald bei dem einen, bald bei dem anderen; sie lächelte nachsichtig zu ihrem Geplauder. Sie waren doch alle miteinander große Kinder!

„Mutter, kann ich die nicht für meine Puppe kriegen?“ fragte Anna und nahm die fertigen Strümpfe.

„Nein, die soll die kleine Schwester haben, wenn sie kommt.“

„Vorausgesetzt, daß es 'ne Dirn wird!“ sagte Lasse Fredrik nüchtern.

„Wann kommt denn die kleine Schwester?“

„Im Frühling, wenn der Storch wieder auf den Hof zurückkommt; dann bringt er sie mit.“

„Ach was, der Storch!“ Lasse Fredrik machte eine verächtliche Miene. „Das ist ein schöner Blödsinn!“

Schwester war auch klüger, als man denken mochte; wenn das Wetter gut war, holte sie die Milch vom Hof.

„Ach, ich weiß recht gut, daß ich in Dir gelegen habe, Mutter! Darum hab' ich Dich so lieb,“ sagte sie und bohrte den Kopf in den Schoß der Mutter.

„Jetzt mußt Du zu Bett, mein Herz,“ sagte Ellen und stand auf.

„Ich kann merken, daß Du müde bist.“

Als sie das Kind zu Bett gebracht hatte, kam sie herein und setzte sich wieder hin, um zu stricken.

„Jetzt finde ich, solltest Du für heute Feierabend machen,“ sagte Pelle.

„Dann werde ich nicht mehr fertig,“ sagte Ellen und ließ die Stricknadeln noch fleißiger rasseln.

„Schäme es zu einer Maschinenstickerin, Du verdienst ja bei der Santierung nicht mal das tägliche Brot. Jedes Ding hat seine Zeit, die Arbeit und die Ruhe, sonst ist man ja kein Mensch.“

„Mutter kann die Stunde drei Dere mit Stricken verdienen,“ sagte Lasse Fredrik, der das ganz genau ausgerechnet hatte.

„Ja, was machte das? Ellen meinte doch, daß sie nichts damit versäumte.“

„Es ist eigentlich, dumm!“ sagte Lasse Fredrik plötzlich, „warum wächst uns das Haarige nicht an den Weinen? Dann hätte man nicht all die Mühe, die Wolle zu scheren, sie zu tragen, zu spinnen und Strümpfe davon zu stricken.“

„Nein, was für einen Unsinn!“ sagte Ellen lachend.

„Ja, einmal sind wir doch behaart gewesen,“ beharrte Lasse Fredrik. „Es ist bloß dumm, daß es nicht so geblieben ist.“

Pelle war der Ansicht, daß es gar nicht so dumm sei; denn das bedeutete, daß man sich selbst übernommen habe! Die Tiere wurden fertig geboren; selbst solchen Tieren, die einen Abscheu vor dem Wasser hatten, wie Hühnern und Kaken, war das Schwimmen angeboren; aber die Menschen mußten sich hübsch aneignen, was sie nötig hatten. Für die sorgte die Natur nicht, weil sie die Verantwortung für sich selbst übernommen hatten; sie waren die Herren der Schöpfung.

„Aber dann müßten ja die armen Leute am ganzen Leibe behaart sein,“ wandte Ellen ein. „Warum nimmt sich die Natur der Armen nicht ebenso gut an wie der Tiere? Die können doch auch nicht für sich sorgen.“

„Ja, das ist es ja gerade, was sie können,“ sagte Pelle, „denn sie bringen ja das meiste hervor. Oder meinst Du vielleicht, daß das Geld die Acker bebaut, oder Zeug webt, oder die Kohlen aus der Tiefe ans Tageslicht schafft? Das läßt es hübsch bleiben. Das gesamte Kapital der ganzen Welt vermag nicht, eine Stecknadel von der Erde aufzuheben, wenn keine Hände da sind, die es dazu kaufen kann. Wenn der Arme behaart geboren wäre, so wäre er damit als niedriges Wesen gestempelt, das nichts selbst kann. Ist es

nicht eigentlich ein Wunder, daß die Natur hartnäckig die Kinder des armen Mannes ebenso nackend zur Welt kommen läßt wie die des Königs, trotz allem, was an Not und Püffen über uns hergeht? Wenn man die neugeborenen Kinder des Fürsten und des Bettlers vertauschte, würde kein Mensch unterscheiden können, welches dem einen und welches dem anderen gehörte. Es ist, als ob der liebe Gott niemals ermüdete, uns unser Adelszeichen hochzuhalten."

"Glaubst Du denn wirklich, daß sich die Welt umwandeln läßt?" fragte Ellen und sah ihn warm an. Es klang so aberteuerlich, daß er, Pelle, den sie in ihre Arme nehmen konnte, sich mit so großen Dingen beschäftigte.

Und Pelle sah sie wieder warm und staunend an. Sie war heute dieselbe wie an dem Tage, als er sie kennen lernte, vielleicht wie an dem Tage, als die Welt erschaffen wurde! Sie wucherte mit nichts, sondern alles war ihr angeboren. Die Welt konnte umgewandelt werden, ja, aber sie blieb sicher alle Tage die, die sie war.

Der Postbote kam mit einem Brief von Morten. Er hielt sich kurze Zeit unten in Sizilien auf und hatte die Absicht, an der Nordküste von Afrika entlang nach Südspanien zu reisen. "Dann mache ich vielleicht einen kleinen Abstecher an den Rand der Wüste und versuche, wie es ist, auf Kamelen zu reisen," schrieb er. Er war gesund und guter Laune; ganz wunderbarlich war es zu denken, daß er bei offenen Türen saß und schrieb, während man hier mit der Kälte kämpfte. Er trank Wein zu jeder Mahlzeit, wie man daheim Dünnhier trank, und schrieb, daß die Oliven- und Apfelsinenernte eben beendet sei.

"Es müßte herrlich sein, auch einmal so wo hinzukommen," sagte Ellen mit einem Seufzer.

"Wenn erst das Neue Einlaß erhalten hat, gehört das nicht mehr zu den unerreichbaren Dingen für den Arbeiter," erwiderte Pelle.

Und dann kam Brum herunter, endlich machte er Feierabend. "Ach, zu Hause ist gut sein!" sagte er und schüttelte sich, "ein schreckliches Wetter heute abend!"

"Hier ist ein Brief von Morten," sagte Pelle und gab ihn ihm.

Der Alte setzte die Brille auf.

(Fortsetzung folgt.)

## Die alte Kunst Ostasiens.

Zur Ausstellung in der Kgl. Akademie.

Diese Ausstellung ist wertvoller als viele, die wir seit Jahren zu sehen bekamen. Sie zu durchwandern, bereitet den Augen unermesslichen und nie gestörten Genuß. Die Dinge, die man erblickt, brauchen einem gar nicht vertraut zu sein, man braucht nichts von ihrer Herkunft, noch etwas von ihrer Geschichte zu wissen, und man wird doch mit allen Nerven und Instinkten diese unerhörte Welt der Schönheit in sich aufnehmen; man wird sich rückhaltlos der klingenden Logik dieser Formen, wird sich der strahlenden Musik dieser Farben hingeben. Und wird dies um so leichter tun können, als all dieser fabelhafte Reichtum an Ausdruck und Stimmung, an köstlichem Rohstoff und adligem Mythos nicht nach irgendwelchem Schema der Gelehrsamkeit, vielmehr nach der lebendigen Ordnung des künstlerischen Empfindens aufgestellt wurde. Artur Kampf, der zurücktretende Präsident der Akademie, und seine Helfer haben nebeneinandergereiht, was optisch verwandt und sinnlich von der gleichen Art ist. Dabei ergab sich dann ganz von selber eine gewisse Zeitfolge; wie sie sich auch ergeben müßte, wenn irgendein Kosmopolit die europäischen Künste rein nach dem Eindruck ordnen wollte. Auch ohne Tabelle würde dieser ahnungslose, aber alles ahnende Kunstfreund Gotthilf, Renaissance und Rokoko zusammentragen. So ungefähr geschah es mit diesen ostasiatischen Schätzen in der Ausstellung der Akademie. Das sieht man vielleicht am deutlichsten in dem großen Raum, dessen Wandungen in Nischen aufgeteilt sind. Diese Nischen sollen nicht naturalistisch das Toko-no-ma der Japaner nachahmen; sie sollen nur andeutungsweise, nur als Impression zeigen, wie diese Rollbilder, diese Vasen, Bronzen und Seidenstoffe sich zu legendenhaften Harmonien fassen lassen. Jede dieser Nischen ist ein Akkord, eine tönende Skala, ein symphonisches Aufrauschen. Blau und Gold; Violett, fahles Grün und tiefes Rostrot; keramisches Grüngrau, textiles Blaugrün und metallisches Gold . . . so schwingt das Konzert aus seltenen Geräten, aus bronzigen Räucherbasen, irdenen Profangefäßen und seidenen Rollbildern. Man braucht nur die Augen aufzutun, man braucht nichts zu wissen, man braucht kein Fachmann zu sein und braucht nichts zu glauben von dem, was einem die gelehrten Spezialisten gern über Zeitbestimmungen und Entwicklungsvorgänge erzählen, und man wird doch (mit den Augen trinkend) als ein verzückter Narr, zugleich als einer, der vom Grau des Alltages gesundete, von dannen gehen.

Es seien einige Hinweise gegeben, den Dingen näher zu kommen. Es sei soviel verraten, wie ein Liebhaber von seinem Mädchen erzählen mag . . . Gleich im ersten Saal stehen einige Sekshirme, wie sie der Japaner zur Aufteilung und Abgrenzung seiner Zimmer braucht. Davon soll der eine und der andere dem 16. oder 17. Jahrhundert angehören. Auf dem einen (14) sieht man ein Menschengesicht im Boote. Die Frau trägt ein blaues Gewand, ihr Haar ist von der Schwärze der Nacht und lastet schwer in dem Bild, dessen Leben sich im übrigen im Kontur, im pinselgeschriebenen Umriß, erschöpft. Alles ist kaum mehr als angedeutet: einige Kurven, einige Farbplede. Nur die Modernisten der Franzosen haben ähnliches gemacht; man denkt an Vuillard. Nicht weit davon steht ein anderer Sekshirm (10), der an Van Gogh erinnert, an eines von dessen besten Stillleben: Bücher, zum Greifen deutlich und doch jenseits der Wirklichkeit. Sehr interessant ist der Sekshirm, auf dem (12) dargestellt ist, wie eine spanische Gesandtschaft aus Japan wieder heimwärts reist. Wir sehen, mit welcher erstaunlichen Sicherheit diese Hegenmeister des Pinsels die Fremdlinge beobachtet haben; besonders die Kostüme wurden bis in das Einzelne eingefangen. Diese aktuelle Illustration vom Jahre 1600 ist viel temperamentvoller, zugleich naiver und klüger als Pynch und Simplicissimus zusammen. Technische Reize sind die Teeurnen (13, 17, 19, 21). Es ist bewundernswert, wie diese großen glasierten Keramikern so untadelig aus dem Brand kommen konnten. Die Glasuren zeigen ein reiches Spiel der Monochromie: Braun in allen Nuancen gegen Blau und gegen Rot, gegen Grün und gegen Grau ablaufend. Entwicklungsgeschichtlich beachtenswert ist der gedrehte Zierkreisel, der um einige dieser Gefäße gelegt wurde; er ist ohne Zweifel ein Rudiment aus der Zeit, da Bastseile als Hemel benutzt wurden.

Zu den unerhörtesten Stücken der Ausstellung gehören die chinesischen Bronzen, kultische Gefäße, die von den Fachleuten bis in die vorchristliche Zeit zurückdatiert werden. Sie zeigen (26 und in dem Nischenaal 147, 150, ferner 122) die seltsamsten Formen, die man durchaus exotisch, zuweilen beinahe barbarisch empfindet. Bei einem Räuchergefäß in der Gestalt eines Molochs, der einen Menschenzweig umkrallt und fressen will, denkt man an die Bronzen von Benin, jenes merkwürdigen, europäisch infizierten Negerlandes. Diese chinesischen Bronzen zeigen im übrigen, was die Technik betrifft, bereits einen so hohen Stand des Handwerkes, daß sie nur als Ausläufer einer langen Entwicklung zu begreifen sind. Auch an ihnen finden sich Verschönerungsmotive, die annehmen lassen, daß der Bronze ein anderes Material für die Gefäßbildung vorangegangen ist. — Sehr lustig anzusehen sind die Laakünste, die zu einem Teil in dem ersten Saal, zum anderen in den hinteren Räumen untergebracht sind. Gegen die späten Lade ist man kurze Zeit etwas skeptisch; man ärgert sich an ihrem Reichtum. Man schätzt die frühen, die primitiven Stücke wesentlich höher. Es ist aber nicht recht einzusehen, warum wir diese neueste Wertung einiger Forscher mitmachen sollen. Die frühen Arbeiten der Laakünstler sind uns gewiß lieb; indes auch das spätere Schwelgen, das Feuerwerken mit Perlmutter, das Abbrennen von flammenden Effekten, offenbar soviel gesunde Leidenschaft, zugleich soviel bewußtes Maß, daß man es nur mit tiefstem Respekt hinzunehmen vermag. Gerade unter den Juros (Medizinschächtelchen) und den Schreibkästen der mittleren und späteren Zeit treffen wir zauberhafte Zwickeln, vor denen wir völlig ratlos sind. Die zartesten Motive: Herbstgräser, Pflaumenblüten, Krauchflügel und Kieferngezweig sind mit erregter, immer gebändigter Schönschrift zu kristallinen Dekorationen entmaterialisiert.

Eine Welt für sich sind die religiösen Plastikern, die Buddhas, die Avannons, die Gigas. In unnahbarer Ruhe, wie von Ewigkeit her sitzen diese Götter und lächeln; oder sie regen sich gewaltig und scheinen mit vielen Armen und vielen Augen die Welt zerreißen zu wollen. Die Ruhigen stehen uns näher; sie gehören zu den edelsten Plastikern aller Zeiten (119, 120, 129). Merkwürdig ist die Figur einer Gottheit, die auf einer Art Hölle und steht und sich dabei auf einen Stab stützt; sie erinnert zwingend an die gotischen Darstellungen des St. Georg. Womit freilich noch nichts über etwaige, hier waltende Verwandtschaft angedeutet ist. Immerhin, gerade die Plastik läßt immer wieder Vermutungen über den Einfluß Europas auf Ostasien, besonders über den des frühen Griechenlands ausstrahlen. Wenn Kimmel im Vorwort des Ausstellungskatalogs, was dieses Problem betrifft, fertig abwinkt, so kann das doch nur als die Meinung eines einzelnen Gelehrten angesehen werden.

Von nicht minder Schönheit als die Plastik sind die Rollbilder, besonders die chinesischen der älteren Zeit. Das ist eine Monumentalkunst von asketischer Reinheit. Dabei ergibt sich eine sichere Herrschaft über den menschlichen Körper, der als sprechende Hieroglyphe, bei sehr gewagter, aber immer schöner Achsenverschiebung dem seidenen Bildgrund entzwickelt wird. — Sehr spaßig sind die Rollen (205, 207). Sie wurden bei den sakralen Spielen zur Darstellung der Mädchen, der Heiligen, der Seligen, der Toten und der Dämonen benutzt. Diese Masken haben Sprache: es lispelt und säuselt, es lacht und weint, quetscht, stöhnt, grunzt und brüllt. Dazu die Rollkleider; überaus reiche Gewebe, farbenprächtig, von Gold durchwirkt.

An Heinen Keramikern, Tschalen und Napfen treffen wir (257 u. ff.) sehr reizvolle Kollektionen. Die braunen Töpfereien gehören zu jenen Mysterien, vor denen wir immer wieder zu der Erkenntnis kommen: das niemand außer den Asiaten so das Wunder des drehbaren Tones und des gebrannten Hohlgefäßes

erkannt hat. — Was die Schwertzierrate betrifft, so wissen wir, daß die Tradition des Schmiedens, des Ziselierens und Taufzierens durch lange Generationen vererbt und gepflegt wurde. Das spricht für die Qualität der Primitiven; das erklärt die entzückende Feinheit der schwelgenden Reichen.

Schließlich die Farbenholzschnitte. Man hat sie uns entwertern wollen, hat sie als populäre Reklamendruckfachen, als Theaterzettel und vergleichbar verächtlich machen wollen. Auch Kimmell glaubt die zweihundert aufgehängenen Blätter als „Konzeption an das Zufallsinteresse des europäischen Sammlers“ entschuldigen zu müssen. Eine etwas unverständliche Meinung. Wir finden, wie einst die Gebrüder Boncourt, daß diese Farbenholzschnitte doch immer die reizvollste, amütigste, zärtlichste und ausdrucksstärkste Graphik der Weltproduktion aller Zeiten sind. Gewiß, wir haben längst sehen gelernt, daß Holusai, den wir einst für einen Klassiker hielten, bereits Verfall ist. Aber wir haben nur mit desto größerem Respekt die Blätter der frühen Zeit, die Langgedichte des japanischen Rokoko und seines Watteaus, der Masanobu heißt, ehren und lieben gelernt. Unter dem Frühen finden sich Kurzschriften, die (F. 20) alle Absichten der Kubisten vorgeahnt haben. Sarunobus Mädchen sind wie Schneeflocken, wie wehendes Schilf, sind melancholisch und zugleich sinnlich verzüht. Die Schauspieler des Charatu können über den Stärksten mit Furcht und Schreden kommen. Während die Frauen des Utamaro wieder die süßesten Töne der Gitarre schwingen machen. Das ist schon Kunst. Und wenn wirklich alle diese Blätter nicht mehr als Theaterzettel und werben sind, so fragen wir einermachen naiv: warum die Personenverzeichnis unserer Bühnen so abschaulich blieben. Es scheint nur richtig, in solchem Gegenüber zu erkennen: was die Kunst Ostasiens über Europa triumphieren macht.

Robert Breuer.

### Vom Büchertisch der Naturlehre.

Hand in Hand mit der wachsenden Ausdehnung und Verfeinerung des naturwissenschaftlichen Betriebes geht auch die zunehmende Spezialisierung der populär-wissenschaftlichen Literatur. Und zwar geschieht sie ebenso dadurch, daß immer neue Einzelgebiete der Forschung in die vollstimmliche Bearbeitung einbezogen werden, als auch durch immer größere Anpassung des gegebenen Stoffes an die sehr ungleichen Ansprüche der nach Bildungsgrad und Geistesrichtung verschiedenen Leserkreise. Diese beiden Tendenzen läßt auch die uns jetzt vorliegende Blütenlese der in letzter Zeit erschienenen Literatur aus verschiedenen Gebieten der Naturlehre erkennen.

Da ist zunächst aus dem Gebiet der theoretischen Physik die zusammenfassende Darstellung der Bilanz der modernen physikalischen Forschung in dem Werkchen „Physikalische Weltbilder“ von Prof. Dr. E. Lecher (Th. Thomas Verlag, Preis 1 M.) als Beispiel für die zweite der beiden genannten Tendenzen zu nennen. Angeregt durch die in letzten Jahren eifrig betriebene Diskussion der grundlegendsten Begriffe der physikalischen Wissenschaft, versucht der Verfasser, diese gewaltigen Weltprobleme in ihre Elemente zu zerlegen und sie im Lichte elementarer Naturvorgänge als deren verschiedene Ausdrucksformen erscheinen zu lassen. Das Buch wendet sich an einen weiteren Leserkreis; doch erfordert das tiefere Eindringen in den Geist der gebotenen Probleme nicht nur die genügenden Vorkenntnisse aus den Hauptzweigen der Physik, sondern auch den Gang und die Übung in abstraktem Denken. Auch erschwert die etwas knappe Darstellung an manchen Stellen das Erfassen der Kernfragen. Wer diese Schwierigkeiten zu überwinden willens und instande ist, wird in dem Werkchen eine zum Selbstdenken höchst anregende Lektüre finden. Bewegt sich das Buch von E. Lecher vorzugsweise auf dem Gebiete des Problematischen, so will uns das treffliche, bereits in dritter Auflage vorliegende Werk von F. Auerbach: Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre (Teubners Sammlung Aus Natur und Geisteswelt, Pr. 1,25 M.), das heute geltende Begriffsrüstzeug der Physik in allen seinen Verzweigungen vor Augen führen. Das Buch ist mit einer wahrhaft souveränen Beherrschung des ausgedehnten Stoffes geschrieben. Zum Anfangsstudium ist es freilich nicht bestimmt, wohl aber wird es für den Leser, der in dem Tatsachenmaterial der Physik einermachen zu Hause ist, von einer klärenden und richtunggebenden Bedeutung sein. Den Bibliothekern kann die Anschaffung des Buches nicht warm genug empfohlen werden. Die Klarlegung der einfachsten physikalischen Vorgänge in ihrer lebendigen Wirklichkeit strebt die „Einleitung in die Experimentalphysik“ von H. Börnstein an. Das Buch, das in derselben Teubnerischen Sammlung erschienen ist, ging aus Vorträgen hervor, die auf Veranlassung des „Verains für vollstimmliche Kurse von Berliner Hochschullehrern“ vor einem Publikum gehalten wurden, dessen erheblichen Teil Mechaniker, Uhrmacher, Schlosser und andere Kategorien gelernter Arbeiter bildeten. Es wurden deshalb die Versuche, die in das Gebiet der Bewegungs- und Gleichgewichtsercheinungen fallen, so gehalten, daß die Hörer die erforderlichen Apparate nötigenfalls selbst herstellen konnten. Diesen Charakter der durchsichtigen Einfachheit des experimentellen Materials behält das Werk auch in Buchform bei. So wird es sich, besonders bei dem gemeinsamen Studium in kleineren Liebhaberzirkeln, aber auch bei größeren Vorträgen als Anleitung für Referenten bewähren. Von einer wesentlich pädagogischen Tendenz erfüllt ist auch das kleine Büchlein über: „Die Elektrizität im täglichen Leben“

von L. Wunder, das im Verlage von Th. Thomas als ein Bändchen der Naturwissenschaftlichen-Technischen Volksbücherei (Preis 60 Pf.) erschienen ist. Das Buch, das teilweise in Gesprächsform gehalten ist, mustert die Hauptgebiete der elektrischen Ercheinungen vom Standpunkte der möglichst allseitigen Klärung der Grundbegriffe. In seiner gefälligen Art des Vortrags eignet es sich eben so gut für das Selbststudium, wie es auch dem Lehrenden manchen wertvollen Fingerzeig bieten kann.

In das Gebiet der Astrophysik führt das soeben bei Reclam erschienene Bändchen „Physik der Gestirne“ von Professor J. W. Messerschmitt ein (Preis 60 Pf.). Der leider zu früh verstorbene verdienstvolle Verfasser gibt in diesem Werke eine Fortsetzung und Ergänzung seines in demselben Verlage vor etwa Jahresfrist erschienenen theoretisch-astronomischen Buches über den „Sternenhimmel“. Die das letztgenannte Büchlein auszeichnenden Vorzüge sind auch dem neuen Werke eigen: streng systematische, sachliche Darstellung und eine nahezu enzyklopädische Verwertung des Tatsachenmaterials. — Ein ausgewähltes Kapitel der Astrophysik — die Physik der Sonne — behandelt das Werkchen von A. Krause: Die Sonne (Sammlung Teubner, Preis 1,25 M.). Das Werk berücksichtigt in hohem Maße die Ergebnisse der modernen Sonnenforschung und gibt neben der ausführlichen Zusammenstellung der Forschungsergebnisse auch eine ausgiebige Erörterung der wichtigsten Sonnentheorien.

Einen guten Ueberblick über die Gesamtergebnisse der Astronomie gibt das bei Quelle u. Meyer in der Sammlung „Wissenschaft und Bildung“ kürzlich erschienene Bändchen: Himmelskunde von Prof. Dr. A. Marcuse (Preis 1,25 M.). Das Werkchen unterscheidet sich von den meisten populären Büchern über das gleiche Thema im wesentlichen dadurch, daß es weniger eine systematische Tatsachenammlung als vielmehr ein zwangloser, durch historische Streifzüge in seiner popularisierenden Absicht wirksam unterstützter Führer durch das Gebiet der Astronomie sein will. Als bewährter Lehrer erreicht der Verfasser mit Sicherheit das gesteckte Ziel. An seiner „Himmelskunde“ werden alle, die sich ohne anstrengende Studien über die Lehren der Astronomie schnell orientieren wollen, sicherlich ihre Freude haben.

Auf dem Gebiete der Chemie wartet die Naturwissenschaftlich-Technische Volksbücherei von Th. Thomas mit zwei Bändchen auf, die die zwei wichtigen Zweige der angewandten Chemie behandeln: „Die Chemie der menschlichen Nahrungsmittel“ von H. Pauer (Preis 60 Pf.) und „Die Metalle nach Vorkommen, Gewinnung, Verwendung und wirtschaftlicher Bedeutung“ von K. A. Henniger (Preis 1 M.). Das erstere gibt eine leichtfaßliche, nach praktischen Gesichtspunkten durchgeführte Darstellung der Nahrungsmittelchemie in deren wichtigsten Ergebnissen. Es unterrichtet über die Forderungen, denen ein normales gesundes Nahrungsmittel entsprechen muß, über die häufigsten Fälschungsarten usw. Zu rügen werden sehr unbedeutliche Zeichnungen, die die Zusammenfügung der wichtigsten Nahrungsmittel veranschaulichen sollten.

Die kurze Metallurgie, die uns K. Henniger bietet, ist nach ähnlichen Gesichtspunkten verfaßt und stellt einen guten verlässlichen Leitfaden dar, dessen Lesbarkeit durch historische und wirtschaftsstatistische Ausblicke wesentlich erhöht wird. Einem Metallarbeiter, der einen allgemeinen Ueberblick über die Grundvoraussetzungen seines Tätigkeitszweiges anstrebt, wird das Werkchen gewiß sehr willkommen sein. Außerdem enthält es eine größere Anzahl von Weisungen über die Ausführung grundlegender chemischer Versuche. So werden auch solche Jünger der Chemie, die das Studium — was übrigens das einzig Richtige ist — mit Reagenzglas und Retorte in der Hand betreiben, auf ihre Kosten kommen können.

Für eine gründliche Unterweisung in chemischem Experimentieren sorgen zwei Werke: „Chemisches Experimentierbuch“ von D. Hahn (Naturwissenschaftliche Bibliothek für Jugend und Volk; Verlag von Quelle u. Meyer, Leipzig, Preis geb. 1,80 M.) und das gleichberietete Buch von L. Scheid (Dr. Basilian Schmidts naturwissenschaftliche Schülerbibliothek, Verlag Teubner, Preis geb. 3 M.), von dem zunächst nur der erste Teil, indes bereits in der dritten Auflage vorliegt. Beide Bücher sind gut; das erstere ist etwas elementarer und für das jüngere Volk geeigneter, da es mit einfacheren Mitteln und ungefährlicheren Stoffen umgehen läßt.

Eine eminent wichtige Anwendung der Ertragsenschaften der Chemie auf die Probleme der praktischen Geologie bietet uns das schöne Buch von L. Mich über „Deutschlands Bodenschätze“ („Wissenschaft und Bildung“, Verlag von Quelle u. Meyer, Leipzig, Preis geb. 1,25 M.) dar. In seinem zunächst erschienenen I. Teile behandelt er die brennbaren Gesteine (Torf, Kohle, Erdöl usw.) und Salze (Steinsalz, Kalisalz). Das Werk berücksichtigt das neueste statistische Material und die letzten Ergebnisse der theoretischen Forschung. So werden bei der Erörterung der Frage nach der Entstehung der Kalisalze die grundlegenden Arbeiten des kürzlich verstorbenen F. G. van't Hoff über die Bildung der ozeanischen Salzablagerungen in ausgiebigem Maße benützt. Auch sonst bietet das Werk des Interessanten und Lesenswerten genug, um auf das beste empfohlen zu werden. In das Gebiet der Geologie fällt ferner der 2. Teil der „Geschichte der Erde“ von H. Bommeli, der unter dem Titel „Die Weltalter“ bei Diez in Stuttgart als Band 21 der „Kleinen Bibliothek“ (Preis pro Band brosch. 75 Pf., geb. 1 M.) erschienen ist. Wir sind seinerzeit auf den 1. Teil des ausgezeichneten Werkes ausführlich eingegangen und kommen auf das

Gesamtwerk, sobald es fertig vorliegt, noch zurück. Bei der gegenwärtigen Anzeige sei nochmals auf die Gediegenheit der äußeren Ausstattung ganz besonders hingewiesen.

Die Meteorologie — die Wissenschaft des Wetters und Klimas — ist durch das Büchlein: „Das Klima“ von Dr. Eugen Alt, erschienen in der Reclamischen Sammlung (Preis 40 Pf.), würdig vertreten. Das Buch will die sicheren Grundlagen der jungen Wissenschaft einem weiteren Leserkreise in verständlicher Form übermitteln, geht jedoch über das vorgesteckte Ziel bedeutend hinaus, indem es auch die Klimabeschreibung der fünf Erdteile in knappen Zügen entwirft. Das Werk stammt von sachkundiger Hand, ist leicht fasslich und in flüssiger Sprache geschrieben. Zwei „Wetterkunden“ von R. Hennig (Volkvereinsverlag M. Gladbach, Preis 30 Pf.) und von Wernicke (Naturv. Technische Volksbucherei, Th. Thomas Verlag, Leipzig, Preis 20 Pf.) suchen auf einem sehr beschränkten Raume und mit einfachsten Mitteln das Verständnis der meteorologischen Vorgänge zu fördern und als Anleitungen zu der praktischen Beobachtung und Vorausbestimmung des Wetters zu dienen. Von diesen zwei Werken möchten wir den Vorzug dem von Hennig geben, da es nicht nur mehr und bessere Zeichnungen enthält, sondern auch den Stoff übersichtlicher ordnet und klarer behandelt.

V. Th.

## Kleines feuilleton.

### Völkertunde.

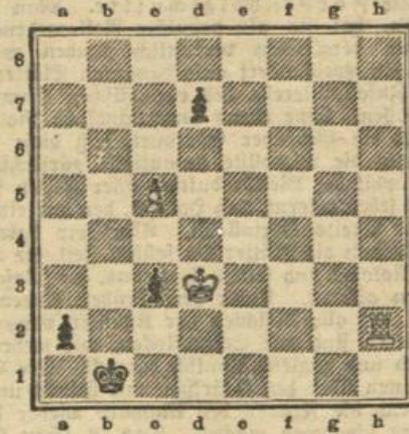
Im Lande der Albanesen. Das Land der Albanesen ist der Schauplatz der ersten Zusammenstöße der Türken und Montenegroer geworden; das Land jener Söhne der Berge, die dem europäischen Beobachter so viele Rätsel aufgeben und deren Wesen so viele seltsame Widersprüche zu enthalten scheinen. Bis in die jüngste Gegenwart hinein ist dort die Gesetzlosigkeit Gesetz geblieben, Mord, Blut, Raube und Mauth sind tägliche Ereignisse. Ein genauer Kenner Albaneniens, ein Engländer, hat vor einiger Zeit ein außerordentlich fesselndes Buch veröffentlicht, das unter dem Titel „Ein Beobachter im nahen Osten“ eigenartige Einblicke in die Psychologie des Albanesen gewährt. Noch vor fünf Jahren, als der Beobachter zuletzt in Skutari lebte, zählte man in dieser Stadt durchschnittlich drei Mordtaten an einem Tage. „Und niemand kümmert sich darum, denn die Justiz ist nur Angelegenheit des Bruders des Ermordeten oder seiner Verwandten. Gewiß, es gibt auch ein kaiserliches Gericht, ein Bretterschuppen mit gähnenden Bödem auf dem Dache. Auf den Stufen grünt das Moos und die Scheiben der Fenster fehlen oder sind zerbrochen. Und hier in der Nähe, nach der Mittagsstunde, verkaufen die tapferen Verteidiger des ottomanischen Reiches, diese bescheidenen, zähen Kerle mit ihren zerfetzten Uniformen, den Passanten ihre Brotationen, um für das Geld Zigaretten zu erstecken. Denn den Sold erhalten sie nie und ihre Brotation bildet ihr einziges Einkommen.“ Die Jahrhunderte türkischer Herrschaft sind an dem Volksscharakter der Albanesen spurlos vorübergegangen. „Der Nordalbanese ist der letzte Ueberlebende aus den Tagen des Mittelalters.“ Seine Anschauungen, seine Lebensweise, sein Gewissen ist mittelalterlich, er besitzt keine geschriebene Sprachen, sein Alphabet mit den vielen Zischlauten ist in der Tat noch nie festgesetzt worden.

Es sind hochgewachsene magere schlanke Gesellen; noch tragen sie jene alten rothledernen Schlappshuhe, auf denen sie labengleich dahinschleichen; die ganze Tracht nimmt alle Ermungenschaften moderner militärischer Farbenanpassungen vorweg, die Farbe der Kleidung stimmt mit der der Felsen überein. „Und mit seinem halbrazierten Schädel, dem langen auf die Schulter herabfallenden und dort sorglich beschnittenem Haar sieht der Nordalbanese aus, als sei er eben einem mittelalterlichen Florentiner Fresko entstieg.“ Und so war er stets, und so ist er geblieben; seitdem die Türken ihn entdeckten, hat sich nur eins geändert: er führt heute als Waffe das Gewehr und einen ungewöhnlich schweren Revolver. Der schwarze Pelzholero, den er ausnahmslos trägt, ist noch immer ein Zeichen der Trauer für den Fürsten Stender Beg, der 1467 nach 20jährigem Kampfe gegen die Türken starb. Der Ehrenlob des Albanesen ist für europäische Begriffe erstaunlich. Nie wird ein Wort gebrochen; der Fremde, der in der Hütte eines dieser Leute Unterkunft sucht, ist auf 24 Stunden Gast und damit Freund und sei es auch der Todfeind. „So lange das Mahl nicht beendet ist, darf er nicht berührt oder gefangen werden.“ Der Albanese ist wohl auch der einzige, für den der Balkankrieg keine Verringerung der Verhältnisse bedeutet. Denn er lebt stets in Kriege, im Kriege mit allen, mit Türken und mit Montenegroern. „Ich erzählte ihnen, als ich einen Stamm in ihrer abgelegenen Bergwildnis besuchte, von Cetinje und anderen Städten Montenegros, in denen ich gewellt habe, aber die Albanesen dachten ganz Montenegro, dehnen sie doch ihre Raubzüge mit Vorliebe über die Grenze aus. Mein Freund Luja erklärte mir, er sei bei hellichtem Tage ganz offen nach Podgoriza gegangen, wo er dann auf dem Marktplatz einen Mann niederhug, mit dem er in Blutrache lag. „Ich ging wieder fort und keiner wagte es, mich aufzuhalten,“ so fügte er voll Stolz hinzu. „Es wäre ihnen auch schlecht bekommen.“ „Blutrache?“ „Natürlich, das war der Anlaß.“

## Schach.

Unter Leitung von E. Alapin.

Beziehung.



Weiß zieht und gewinnt.

**Lösung.** 1. c6!, dxc6 (1. . . . . c2; 2. Th1, o1d1; 3. Txd1, KxT; 4. o7, a1d; 5. Do8f, Db2!; 6. Db7f, Kc1; 7. Do7f, Kb2; 8. Db6f, Kc1; 9. Do5f, Kb2; 10. Db4f, Ka2! 11. Kc2! und gewinnt); 2. Kxc3, a1d1; 3. Kb3 und gewinnt.

### Damengambit.

Wilnaer Turnier.

### Bernstein. Alapin.

1. d2-d4 d7-d5
2. c2-c4 c7-c6!

Dr. Larrasch ist ein Gegner dieser Verteidigung und veröffentlicht die Partie mit Glossen, die beweisen sollen, daß Schwarz zu verlieren hatte.

Dr. Larrasch macht darauf aufmerksam, daß der Zug dem S8 das Feld c6 nimmt. Dies ist richtig. Jedoch die Alternative 2. . . . . c6 nimmt dem L8 eine ganze Diagonale. Schwarz wählt also mit Recht das kleinere Uebel.

3. Sg1-f3 Sg8-f6

Auch folgende Spielweise ist beachtenswert: 3. . . . . dxc4; 4. e3, b5; 5. a4, Db6!; 6. ab5, cb5; 7. Se5, Sf6; 8. b3, Sb7!; 9. b4, SxS; 10. dxc5, Sd7; 11. cb5, o6!; 12. Lb2, Lb7; 13. Ld4, Le5; 14. f3, Td8 zc. Für den Bauer hat Schwarz einen schönen Angriff.

4. e2-e3 g7-g6

Dies kann auch 4. . . . . Lf5!; 5. Db3, Do7; 6. cd5, cd5; 7. Se3, e6 gefolgt sein. 3. B.: 8. Ld2, Se6; 9. Te1, Sd7!; 10. Lb5, Le7; 11. LxS, bxc6; 12. 0-0, 0-0 zc. gleiches Spiel.

5. Sb1-c3 Lf8-g7
6. Lf1-d3 0-0

In Detracht kam auch 6. . . . . Lf5; 7. LxL, gxL; 8. cd5, Sxd5 zc.

7. Dd1-c2 . . . . .

Um L5 zu hindern.

7. . . . . Sb8-a6

Gut war auch 7. . . . . Sbd7; 3. B.: 8. cd5, Sxd5; 9. SxS (9. e4, SxS; 10. bxc3, e5), 9. . . . . cxd5; 10. Db3, o5; 11. Dxd5, oxd4; 12. Sxd4 (12. od4, De7f nebst event. Db4f), 12. . . . . Se5; 13. DxD, SxL; 14. Kd2, TxD; 15. KxS, Lf5; 16. Ke3, Tao8f; 17. Kb3, LxS zc.

8. a2-a3 Sa6-e7
9. 0-0 Lo8-e6
10. c4xd5 . . . . .

Auf 10. b3 folgt 10. . . . . Sto8 nebst 11. Lb2, f5 zc. zc.

10. . . . . Sf6xd5
11. h2-h3 . . . . .
11. e4, SxS; 12. bxc3, Lg4;
13. e5, LxS; 14. gxL, c5 nebst od4 und Sd5.
11. . . . . Sd5xc3
12. b2xc3 c6-c5

Entscheidend.

37. Sg4xe7 Kf7-e7
38. Le2-b1 Td2-b2

Weiß kann den Läufer nicht retten.

39. Tg6-d6f Kc7-d8
40. Td6-c6f Kd8-c8
41. b3-b4 Tb2xb1
42. g2-g4 c4-c3
43. Td6-d4 b5-b4
44. a3xb4 a5xb4

Aufgegeben.

Wie aus obigen Glossen ersichtlich, bestreitet die Partie keineswegs den Titel des Dr. Larrasch.

Schachnachrichten. Am Sonntag fällt der freie Schachverkehr des Berliner Arbeiter-Schachklubs aus.

13. Ta1-b1 Ta8-b8
14. Tf1-d1 . . . . .

Auch auf 14. e4 folgt 14. . . . . c4; 15. Le2, b5 oder 14. cd5, Dd5. In Betracht kam 14. Sg5, od4; 15. SxL, SxS; 16. od4, Dd6 zc. Beide Züge hätten gleiche Chancen.

14. . . . . c5-c4
15. Ld3-e2 b7-b5
16. Sf3-d2 . . . . .

Besser war 16. e4. Aber immerhin hat Schwarz dann mit 16. . . . . f5 ganz gute Ausichten.

16. . . . . f7-f5
17. Le2-f3 Le6-d5
18. e3-e4 Ld5-a8!
19. Sd2-f1 f5xe4
20. Lf3xe4 Sc7-d5
21. Le1-g5? . . . . .

Ein Fehler, statt dessen Sg3 gesehen sollte. Aber Schwarz hätte keinen Nachteil.

21. . . . . Sd5xc3!
22. Le4xg6 Dd8-d5
23. Lg6xh7f Kg8-h8
24. f2-f4 Sc3xb1
25. Td1xb1 Dd5xd4f
- Ein einfacher Dxc2f.
26. Kg1-h1 . . . . .
26. Kh2, e5.
26. . . . . Dd4-c3
27. Df3xh3f. Dc3xc2
27. Kh1-h2 e7-e5
28. Lh7-c2 a7-a5
29. f4-f5 Lg7-f6
30. Sf1-e3 Lg7-f6

Weiß hat noch drei verbundene Freibauern. Es verbleibt noch eine kleine Schwierigkeit.

31. Lg5xf6 Tf8xf6
32. Tb1-d1 Tf6-f8
33. Td1-d6 Tf8-d8
34. Td6-h6f Kh8-g7
35. Th6-g6f Kg7-f7
36. Se3-g4 Td9-d2

Die sechs Eindringen des Turmes entscheidet.

37. Sg4xe7 Kf7-e7
38. Le2-b1 Td2-b2
39. Tg6-d6f Kc7-d8
40. Td6-c6f Kd8-c8
41. b3-b4 Tb2xb1
42. g2-g4 c4-c3
43. Td6-d4 b5-b4
44. a3xb4 a5xb4

Aufgegeben.

Wie aus obigen Glossen ersichtlich, bestreitet die Partie keineswegs den Titel des Dr. Larrasch.

Schachnachrichten. Am Sonntag fällt der freie Schachverkehr des Berliner Arbeiter-Schachklubs aus.